

Des Heimgärtners Heimgang

Autor(en): **Winternitz, Friederike Maria v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574600>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Mondelfe“ von 1910 (erstmalig in unserer Zeitschrift erschienen*) und als bedeutsamste Gabe die tief in das innerste Seelenreich und Erleben ihres Schöpfers einführende Bekenntnisdichtung „An mein Bergland“ von 1916, mit der der Dichter seiner zweiten, ernerischen Bergheimat eine ergreifende Dankes- und Abschiedshuldigung dargebracht hat. Sie ist es auch, die uns mit ihrer leuchtenden poetischen Anschaulichkeit und Frische, ihrem überzeugend lebenswarmen menschlichen Gehalt diese jüngste Verspende Zahns besonders lieb macht; sie ist unstreitig ein Teil seines Besten, seiner fernhaft herben und doch weich-empfindsamen Schweizernatur. Die Bergland-Dichtung verkündet uns mit schlichten, prunklosen, dafür umso eindrucksvollern Worten den reichen Lebenslauf des Dichters und Menschen Zahn, wie er ihm im Rahmen einer großzügigen, adelnden und beruhigenden natürlichen Umgebung beschieden war und manche schicksalsvolle Stunde schenkte, die sich nun eben in des Liedes Glanz und Lust, im sanft elegisch-wehmütigen Unterton der Dichtung, die den Blick mit stolzem Lebensmut auf die Vergänglichkeit aller irdischen Glücksgüter gerichtet hält, verklärt und zum dichterischen Erlebnis erneut hat. So bildet diese kleine, aber so reichhaltige poetische Vita ein beachtenswertes Denkmal biographischer Art im künstlerischen Schaffen unseres Autors. Er hat damit den Freunden seines Schrifttums den deutlichsten, treuesten Spiegel seines Wesens und den zuverlässigsten Schlüssel zu den Schätzen seiner Welt- und Lebensanschauung in die Hand gedrückt, für die sie ihm umso mehr Dank schulden, als ihnen im Bild der Dichtung

*) Bgl. Bb. XXI 1917, S. 379 ff.



Schweiz. Werkbundausstellung Zürich Abb. 11. Figur aus den Marionettenspielen von René Morax; Inszenierung von Henry Bischoff, Rolle, Bekleidung der Puppen durch Mlle. Raymond und M. Favre, Morges.

die besondere Eigenart ihres Schöpfers am klarsten und unmittelbarsten nahezutreten vermag. (Fortsetzung folgt).

Des Heimgärtners Heimgang.

Mit Bildnis.

„Alles Leben ist ein Wunder,
Alles Totsein ein Geheimnis;
Lebst du ewig, ist ein Weilchen
Grabesschlummer kein Versäumnis.“
(Rossegger)

Nun habe ich wieder „Heidepeters Gabriel“ durchblättert, eines der ersten Bücher, das man mir in die Hand legte, als ich einst den Kindergeschichten entwachsen war. Es ist weder Rosseggers bestes Werk, wie etwa „Jakob der Letzte“, noch sein populärstes wie „Der Gottsucher“, aber es ist sozusagen eine Autobiographie und darin der Anbeginn eines langen und schaffensreichen Lebens, das an sein Ende gelangt ist. Ein solches Buch, das von sich selber aussagt, ersetzt keines-

wegs eine kritische Biographie, aber es ergänzt eine solche, weil es zeigt, was dem Schreiber aufzuzeichnen wichtig, was ihm aber unbewußt, nebensächlich oder so tiefinnerlich eigentümlich ist, daß er es nicht ausspricht. „Heidepeters Gabriel“, etwa 1880 geschrieben, zeigt uns des „Wald dichters“ Kindheit in seinem weltfernen steiermärkischen Dorfe, streift dann flüchtig seine Fußreise zur Stadt, wo ein Professor das ländliche Wunderkind ausbildet, und seine Heimkehr als gemachter Mann. Nun ist dies Leben weitergeschritten und hat all seine wundersamen Gaben entfaltet, es ist dabei des Künstlers und Menschen Entwicklung naturgemäß vor

sich gegangen. Heidepeters Gabriel hat Wort gehalten in seinem langen Leben. Rosegger ist immer der Unverdorbene, weder am Ruhm, der gefährlichen Klippe, noch an fremder Bildung Scheiternde, der reine Tor im besten Sinne geblieben, und als solcher muß er uns in einer Zeit abgefeimter Bewußtheit liebenswert sein. Ein gediegenes Stück Naturkraft war ihm aus seiner „Einöde“ überkommen, und diese führte ihn immer auf seinen wahren Weg, wenn das scheinbar Vornehmere ihn durch fremde Gassen entführen wollte. Das Erlebnis mit dem Budenmann, der den eben in der Stadt ankommenden Gabriel in seinem Zirkuswagen der Heimat abwendig machen will, dem aber der Knabe instinktiv widersteht, so verlockend das Angebot auch scheint, ist symbolisch für Roseggers Bodenständigkeit. Freilich, ein bißchen besser konnte man es sich schon einrichten, und das Marmorbecken im Baderaum, das der Dichter nicht anzuführen vergißt, als Gabriel, der berühmte Mann, neben dem einst verpfändeten väterlichen Anwesen seinen Landsitz errichtet, ist vergleichbar den Verschönerungen, die sich der ländliche Singvogel an seinem Triller gestattet. Aber das „dumme bettelhafte Prahlen“ mit des „Fortschritts großen Siegen“, wenn unter „brutalen Füßen“ die Schätze der Seele zu Grunde gehen, die Errungenschaften fremder Kräfte hat er sich nicht gutgeschrieben. Wie Jeremias Gotthelf hat er die Schäden des städtischen Einflusses bekämpft und die Reinheit des Landlebens — nicht die der Landleute im allgemeinen, dazu war er gleich Gotthelf zu ehrlich — gefeiert. Jede Störung der ländlichen Abgeschlossenheit und Ruhe geißelte er. Da waren die Fronherren, die jagend die bestellten Felder der Bauern verwüsteten, der geistliche Herr, der sich Uebergriffe erlaubte, die Eisenbahn, der Telegraph, der Großgrundbesitz, der den Fluch des Geldes ins Land trug und den Bauern den unbezahlbaren Besitz an Grund und Boden entlockte. Und da war der Krieg! Immer wieder hat Rosegger den Fahnenflüchtling beschrieben, der von einsamer Wacht, von Heimweh ergriffen, nach Hause zurückkehrt, wo ihn die Schergen sogleich suchen und unfehlbar finden. In einigen Gedichten hat er

sich gegen den Krieg gerichtet. Leider hat sich sein Ideal nicht erfüllt, als er schrieb:

„Ich sehe die Völker des Erdenballs
Im Glanze der glorreichen Einheit stehen,
Ich seh auf den Zinnen der Treue, des Rechts,
Der Bildung die Fahne des Friedens wehen.“

Man erinnere sich der Novelle „Franzosenbauer“, wo er von den Kindern eines jungen Ehepaars verschiedener, ja feindselig gesinnter Nationalität sagt, sie würden eben nicht diesem oder jenem Staate angehören, sondern schlechtweg Menschen sein. Auch gegen den kriegerischen Geschichtsunterricht hat er sich ausgesprochen. In seiner Zeitschrift „Der Heimgarten“ soll nun Rosegger während dieses Krieges anfangs Stellung für Deutschlands Sache genommen haben, was in einem Lande, wo nationale Gegensätze fortwährend aufeinanderprallen, nicht beweist, daß der greise Dichter deshalb den Krieg bejaht hätte. Persönlich ist mir von ihm nur das Gegenteil bekannt. Auch war Rosegger, der sehr religiös empfand, kein Frommer, der sich die Evangelien bog und deutete, wie es gerade bekömmlich ist. Sein französischer Biograph, Ernest Seillière, hat ihn sehr richtig mit Renan verglichen, in dessen bretonischer Heimat er Anklänge an Roseggers Steirerland findet. Gerade die scheinbaren Kezer, die nicht kritiklos der Religion gegenüberstünden, wären die wirklich Frommen. Ihnen ist es ernst mit der Auslegung und der Befolgung des Evangeliums. Auch in Renans Schriften findet sich reichlich Abwehr gegen den Krieg.

Freilich, die immerwährende religiöse Einstellung hat Rosegger den modernen Freigeistern entfremdet. Wie wichtig ihm die Auseinandersetzung mit dem richtigen Glauben war, bezeugt eines seiner letzten Bücher „INRI“, in dem er einem Beurteilten, sich und anderen zum Troste, das Evangelium, wie er es auffaßt, in die Feder diktiert. Die strenge Beurteilung, die er seitens der Kirche erfuhr, hat ihn in diesen Fragen streitbarer gemacht, als es in seiner Natur lag. Denn er war ein wahrer Christ, dem die Religion Liebe, Hilfsbereitschaft und Seeleneinkehr bedeutete. Er stand immer auf Seite des Volkes, und schon in den achtziger Jahren geißelte er folgendermaßen die falsche

Leutseligkeit der „Großköpfigen“: „Sich mitten in das Volk begeben und dessen Brot essen, das ist demokratisches Prinzip!“

Wie mir scheint, hat noch ein anderer Grund dazu beigetragen, Rosegger dem modernen Leserkreis so darzustellen, als wären seine Werke wohl für das Volk und für die Jugend interessant, einem belesebenen reifen Publikum aber zu sentimental und naiv. Man hielt ihn für einen, der die Welt so schildert, wie er sie für seine ethischen Gefühle brauchte. Was er selbst von einem Dorfdichter urteilte, das gilt zum Teil auch für ihn: Alles, was er sagte, war erfunden, und alles war doch zugleich wahr: das hing nur von der Tatsache ab, ob man ihm mit dem Leibe oder mit der Seele lauschte.“ Er selbst hat die Welt mit der Seele gesehen. Aber eben weil er kein Frömmeler war, ging sein Blick nicht an den Dingen vorüber, sondern drang in sie ein, verfing sich gar oft an mystischen Vorstellungen und Gestalten und hatte an Sonderlichkeiten und Abnormitäten eine gewisse Freude. Ein Volksdichter, wie man ihn nennt, war Rosegger und zwar in dem strengen Sinn, wie es Tolstoi vom Künstler fordert. Ein Jugendlidder war er nur durch den Umstand, daß seine Bücher nichts enthielten, was ein kindliches Gemüt irgendwie verderben oder übel beeinflussen konnte.

Mit dem sogenannten Genre hat er

es nicht sehr genau genommen. Daß man eine lange Erzählung einen Roman nennt und daß dieser eine gewisse Architektur aufweisen soll, daran ist unser Waldpoet unschuldig. So sind denn auch seine Romane, der Form nach, den Novellen untergeordnet. Seine Gedichte, zuweilen dilettantisch, enthalten sehr schöne Zeilen, und die kurzen Sprüche sind oft meisterlich. Sprachlich verdanken wir ihm manche Bereicherung. Er hat die ur-



† Petri Kettenfeier Rosegger (1843—1918).

sprüngliche Ausdruckweise der schlichten Landleute seiner Heimat sprachfähig gemacht. Zuweilen hat sein Stil etwas Ekstatisches wie der Mystiker, und fast immer spürt man eine Ergriffenheit heraus, die den für echten Ton Empfindlichen mitreißt. Wie von einem aber, der schon von der Höhe des Ruhmes zu seinen Hörern spricht, in fast kanonischer Sprache, an die Goethes in „An die Natur“ gemahnend, sind die Prosaverse „Ans Menschenherz“ gleichfalls ein Glaubensbekenntnis. Seine schönsten Zeilen seien diesem Gedenkblatt, das keineswegs Anspruch erheben möchte, eine erschöpfende Darstellung zu bieten, als schöner Ausklang angefügt:

„O milde Liebe! Wer anderen wohlwill und wohltut, erlöset sich selber. Der Unfried in dir geht zur Ruh, wenn du Fried hast mit anderen. Die tiefste Wunde des eigenen Herzens vernarbt, wenn du sie anderen heilest.“

Friederike Maria v. Winterhitz, Mühlstön.

Sprüche über Schuld.

Die einzige Sünde ist Unwahrhaftigkeit.

Je mehr im Unrecht, desto mehr Geschrei!

Der Jude ist in euch, den ihr verfolgt. Wer nie gesündigt hat, richte nie!

Wer selbst gesündigt hat, richte nie!

Immanuel Limbach, Zürich.